

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 20 (1934)
Heft: 18

Artikel: Der kathol. Schweizerstudent und das Sprachenstudium
Autor: Würth, C.E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-540513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Name zu, gleichviel, in welchem Zusammenhang jener auftritt. So stellt sich das Tonwort als eine absolute Tonnamenbezeichnung dar, deren graphische Zeichen unsere gebräuchlichen Noten sind. Wir haben es demnach nicht mit einer blossen relativen Stufenbezeichnung zu tun wie bei den Ziffern oder den Guidonischen Solmisationssilben, sondern das Tonwortverfahren repräsentiert sich als reine Notenlehrmethode mit neuen Ton- und Notennamen, wobei jeder chromatischen Stufe der Oktave ein eigenes Tonwort zukommt, das aus einem Konsonanten mit nachfolgendem Vokal besteht. Im ganzen sind demnach 21 Tonworte nötig. Durch fortgesetzte Uebung sollen die Schüler dahin gebracht werden, dass Ton und Tonwort in einen Begriff zusammenfliessen; das Tonwort soll die Höhe des Tones ebenso in unserem Gedächtnis wachrufen, wie etwa das Wort „Rose“ das Aussehen der damit bezeichneten Blume. Mit der Erreichung dieses Zieles wären die Grundlagen unseres jetzigen Schulgesanges vollständig verschoben. Bisher sangen wir nach Intervallen, gleichviel, ob wir Noten oder Ziffern vor uns hatten. Wenn es wirklich gelingen sollte, das menschliche Gedächtnis dahin zu bringen, dass es bei einer bestimmten Lautverbindung auch eine bestimmte Tonhöhe reproduzieren könnte, so wäre für den Gesang-

unterricht und auch für den Genuss jeder Art von Musik wirklich viel gewonnen; besonders wären Treffschwierigkeiten eine überwundene Sache.

Aus Jos. Schiffels: Pädagogische Chronik.

Professor Riemann, Leipzig, sagt in seinem Musiklexikon: „Die Schrift steht durchaus auf einer Stufe mit der deutschen Tabulatur, ist nur umständlicher, weil sie gründlicher sein will. Sie steht gegen die alte Solmisation und auch gegen Tonic-Solfa darin zurück, dass sie nicht mutiert, sondern transponierte Tonarten mit ihren eigenen Zeichen zu lernen zwingt. Selbst gegenüber den Zifferisten aber steht Eitzs Methode zurück, da sie das Erkennen der Grösse der Intervalle durch nichts erleichtert. Gegenüber der üblichen Notenschrift erscheint sie in jeder Beziehung als ein der Anschaulichkeit entbehrendes, ohne jeden Nutzen neuen Ballast bringendes Surrogat. Nach der hübschen Erstlingsarbeit ‚Das mathematisch-reine Tonsystem‘ (1891) wäre wohl von Eitz mehr zu erwarten gewesen als eine solche durchaus auf Trugschlüssen aufgebaute Methode, deren weite Verbreitung durchaus nicht zu empfehlen ist. Erzielt dieselbe Resultate, so liegt das ganz bestimmt nicht an den Tonsilben, sondern an dem anderweitigen Geschick und guten Willen der Lehrer.“

Mittelschule

Der kathol. Schweizerstudent und das Sprachenstudium

Vortragsskizze zum Schuljahrsbeginn.

Meine Herren!

Wenn Ihr in den nächsten Tagen neuerdings Grammatik und Diktionär in die Hand nehmt, um Sprachstudien zu treiben, dann möge es von jener hohen Warte aus geschehen, welche eines gebildeten Mannes würdig ist. Ich meine: Ihr sollt weder die neuen noch die alten Sprachen nur darum studieren, weil sie nun einmal auf dem Programm stehen oder Euch im spätern Beruf von unmittelbar praktischem Nutzen sind, sondern vor allem darum, weil Ihr als sprachenkundige Schweizer und Katholiken einmal eine hohe Kulturaufgabe erfüllen müsst. Darüber einiges zum Ueberlegen:

Als Schweizer wohnen wir mitten im Herzen Europas. Wir sind ein Volk, das nicht

ein- und derselben Rasse angehört, sondern aus Angehörigen verschiedener Stämme gebildet ist. Hinter jedem dieser Stämme aber liegt eine Kultur, die unter gewissen Gesichtspunkten tatsächlich rassenbedingt ist. Noch mehr: eine Kultur, die sich in ihrer charakteristischen Eigenart und Fülle nicht in unserm Lande, sondern in jenen Nachbarländern auswirkt, in welchen die „rassenreinen“ Millionenvölker wohnen und ihre besondere Gemütsart voll und unvermischt zur Entfaltung bringen.

Immerhin haben die deutsche, französische und italienische Schweiz Geistesheroen hervorgebracht, deren Namen auch in den entsprechenden Nachbarländern einen guten Klang haben. (Wer kann mir solche nennen?) Wir wollen uns aber freuen, dass sie neben ihrer sprachlichen auch eine spezifisch schweizerische

Eigenart an sich haben; auch die Landesteile, denen sie entstammten, vertreten in der Wissenschaft und Kunst, im Staats-, Wirtschafts- und Volksleben einen besondern Typus und weisen doch eine Bevölkerung von echt eidgenössischer Gesinnung auf. Wir haben also in unserem Lande Angehörige verschiedener Rassen; aber wir haben doch nur eine Schweiz. Sie müssen und wollen wir zusammenhalten, und dies nicht nur, weil sie unser Vaterland ist. Gerade wir haben der Gegenwart und der Zukunft den Beweis zu erbringen, dass der Staats- und der Vaterlandsgedanke in seiner tiefsten und edelsten Wurzel wirklich ein Gedanke, ein geistiges, nicht bloss ein leibliches Gut, eine Blut- und Rassenfrage ist. Wir dürfen nicht zugeben: die Tatsache, dass das Schweizervolk kein rassenreines Volk ist, bedeutet einen Mangel. Im Gegenteil: Wir müssen der ganzen Welt zeigen, dass dieser Umstand für uns selbst und für die ganze Welt auch seine grossen Vorteile hat. Ja, wir sollten es so weit bringen, dass selbst die „rassenreinen“ Nachbarvölker im Hinblick auf uns sich wieder bewusst werden: Kultur ist in erster Linie etwas Geistiges; mit der blossen Pflege einer „rassenreinen“ Zivilisation (gleich Sittenverfeinerung) wird ein Weg nicht zum Glück, sondern zum Unglück gebahnt. Wieso das? Das bloss Leibliche im Menschen erregt die Phantasie, und die Phantasie erregt die Leidenschaft, die sich selbst überlassen, grosse Liebe und grossen Hass, aber immer nur blinde Liebe und blinden Hass erzeugt. Das muss dem Einzelnen wie der Gesamtheit zum Unheil gereichen. Der Geist aber folgt — abstrakt gesprochen — der Idee und urteilt nicht nach der Laune, sondern nach jenen Gesetzen, die der Schöpfer in unsere Natur hineinlegte und uns Menschen auch zum Bewusstsein brachte. Dem Geistigen, nicht dem Leiblichen gehört darum die Führung. Wenn dem so ist, lässt sich die Vaterlandsliebe nicht nur auf Blut, sondern „auch“, und sogar noch besser, auf geistigen Werten aufbauen. Die Gemeinschaft der Seelen steht also wesentlich höher als die bloss Blutsgemeinschaft. Diese können wir in der Schweiz nur dadurch erreichen, erhalten und steigern, dass wenigstens die Gebildeten

sich auch die Sprachen der übrigen Volksgenossen aneignen. Und dies nicht etwa nur mit dem Ziele, um mit ihnen Geschäfte zu machen, sondern auch, um an ihrem reichen Gemütsleben, an ihrer Kultur teilzunehmen. Wir wollen darum hier nicht einseitig die Tatsache hervorkehren, dass uns das Studium fremder Sprachen auch im Gebrauch der eigenen Muttersprache gewandter macht; wir wollen auch ehrlich darnach streben, bis zu den geistigen Werten vorzudringen, welche die andere „Rasse“ ihren Angehörigen durch die Sprache vermittelt. Während die Einschränkung der Vaterlandsidee auf die Naturverbundenheit mit den eigenen Blutsgenossen den geistigen Horizont eines Volkes einschränkt, wird der geistige Kontakt mit Brüdern und Schwestern andern Blutes und andern Naturells unsern Horizont und unser Gemütsleben erweitern und vertiefen, unserm Streben Grosszügigkeit verleihen, unser Verständnis für die Eigenart anderer vermehren. Wir machen uns frei von mancher Engherzigkeit, um derentwillen wir die breiten Volksmassen so oft mit Recht bedauern, die aber für Gebildete zugleich eine schwere Verantwortung in sich schliesst. Denken wir also an die hohe Mission, die uns Schweizern, mitten im Herzen Europas, von der Vorsehung gegeben ist: Brücken zu bauen zwischen den Angehörigen der weissen Rasse Europas, denen bei andauernder innerer und äusserer Entzweiung tatsächlich der Untergang bevorsteht. Und wenn auch z. B. die englische Sprache keinem Schweizerstamm als Muttersprache eigen ist, so wollen wir sie ebenfalls aus dem Willen studieren, mit dieser Sprache nicht nur Geschäfte zu machen, sondern Menschen nahe zu treten, von deren Kultur wir Schweizer vieles lernen können. Dass die englische Sprache als Weltsprache zugleich Brücken zu Menschen schlagen kann, deren Muttersprache wir uns sowieso nicht aneignen, dürfte Euch von der Geographie her bekannt sein.

Die alten Sprachen vermitteln uns die Kulturgüter längst verschwundener Völker. Was sie Grosses leisteten, darf nicht untergehen. Wir wollen nicht jenem törichten Eigendünkel verfallen, dass man von den Alten nichts lernen könne. Wer klug ist, der bildet sich weder als Einzelmensch, noch als Angehöriger

seines Standes oder seiner Rasse oder seines Landes ein, er genüge sich selbst und habe von andern nichts mehr zu lernen. Die Gelehrigkeit ist eine Tugend, die schon der alte Grieche Aristoteles hochgepriesen hat. Wir Schweizer wollen sie zu unserer Volkstugend machen, indem wir gegenüber allem Guten, das wir von räumlich oder zeitlich fernen Menschen lernen können, grundsätzlich aufgeschlossen bleiben. Solange wir in ernster Geistesarbeit bei uns und andern die Spreu vom Weizen zu sondern trachten, ist keine Gefahr, dass wir in blinder Nachahmungssucht gesundes Eigengut gegen fremde Krankheitserscheinungen austauschen.

Die ernste Geistesarbeit aber ist das, was mir in diesen Ausführungen in erster Linie vorschwebt. Es gibt Studenten, die mit Vorliebe und selbst mit unleugbarem Fleiss fremde Sprachen studieren, aber ihrem Streben haftet doch etwas Eitles an. Sie verlangen nach äusserm Glanz und nach spätern Beziehungen zu Leuten anderer Zunge, die bei näherer Prüfung nicht an den innern Wert fremder Kulturen heranreichen. Andere Studenten wollen zwar gebildete Menschen werden, haben sich aber ein sehr bescheidenes Mass zum Ziel gesetzt und betrachten es nicht als notwendig, ihr Sprachenstudium mehr zu erweitern und zu vertiefen, als nun einmal unbedingt vorgeschrieben ist. Und doch: Auch sie sollen sich bewusst werden, dass im Studium der Sprachen ein Bildungswert liegt. Der ist selbst dann von gewaltigem Wert, wenn man später — z. B. als Landarzt oder einfacher Landkaplan — selten oder nie in den Fall kommt, mit Menschen fremder Zunge eine Unterhaltung zu führen. Selbst als Einsamer auf stillen Bergeshöhen hat der intellektuelle Schweizer die Aufgabe, unter seinem Völklein einen Geist zu pflegen, welcher mit der gezeichneten Kultur aufgabe unseres Landes im Einklang steht. Wird er dies tun können, wenn er diesen Geist nicht selbst in sich aufgenommen hat und immer wieder in sich aufleben lässt? Seht: Die Schule kann Euch eigentlich nur wenige Kostproben aus dem Reichtum fremdsprachlicher Kulturen reichen; sie muss sich vorzüglich mit der Einführung in Grammatik und Syntax befassen. Und doch: es wäre jammerschade, wenn Ihr

nicht auch zum freien Genuss, zum „Frui“ jener Sprachen vordringen würdet, die Ihr erlernt. Wenn Ihr z. B. als Schüler der Oberklassen in den vergangenen Ferien nicht aus freien Stücken eine fremdsprachige Dichtung gelesen, dann habt Ihr das kostbare Gut der Bildung, das Ihr Euch aneignen dürft, zu wenig geschätzt. Und wenn Ihr später — sei es als Aerzte, als Apotheker, als Advokaten, als Ingenieure, als staatliche oder kirchliche Beamte Euch zwar vor dem „Volke“ als gebildete Menschen gebärden solltet, ohne aber das, was Euch Mittel- und Hochschule an Kulturwerten vermittelt, in freier Form weiter zu pflegen, so würdet Ihr den tiefsten und wertvollsten Kern des in strenger Arbeit Erworbenen nicht nur zum grossen Teil gar bald verlieren, sondern vor der Masse einen Lorbeer herumtragen, den Ihr eigentlich kaum mehr verdientet. Denn, wenn auch die Erfahrung des spätern Lebens sicherlich einen bedeutsamen Bildungswert darstellt, so habt Ihr doch die bleibende Pflicht, unausweichlichen Einseitigkeiten des persönlichen Erlebens die formell ausgleichenden Faktoren von Wissenschaft und Kunst bei Seite zu stellen.

Und noch ein kurzes Wort: Ihr seid nicht nur Schweizer, Ihr seid auch Katholiken, römische Katholiken, Glieder jener Kirche, deren Mittelpunkt Rom, das einstige Zentrum der Kultur der Alten ist. Jesus Christus, unser Herr, hat die gleiche Stadt zum Mittelpunkt seines irdischen Reiches werden lassen. Von dort aus soll der Nachfolger des hl. Petrus, der Papst, die allgemeine Kirche — die „ecclesia universalis“ des Welterlösers leiten und führen. Von dort aus ertönt auch heute noch die Sendung, die einst der Herr an die Apostel ergehen liess: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ (Matth. 28, 19). Der eine Gott hat den einen Welterlöser auf diese Erde gesandt, damit er alle Menschen lehre und erlöse. Die hl. Kirche hat sein Werk weiter zu führen. Lehre und Gnade aber sind geistiger Natur. Rasse, und künstlich gesteigertes Rassenbewusstsein im besondern, scheidet die Menschen. Der Geist aber kann sie und der Geist Christi soll sie einigen und verbinden, im Grossen wie im Kleinen. Das Organ des Geistes aber ist die

Sprache. Die Tatsache, dass das Latein Kirchensprache geworden ist, legt Euch die Liebe gerade zu dieser Sprache besonders nahe. Es existiert eine Zeitschrift, welche selbst dieser „toten“ Sprache modernstes Leben einhaucht und sie zu einem geeigneten Werkzeug des täglichen Bedarfes machen will. Doch selbst wenn dieses Ziel erreicht werden sollte, so werden die einzelnen Völker doch ihre Muttersprache behalten. Wie der Missionär die Sprache seiner Heiden erlernt, so müssen wir alle auch moderne Sprachen lernen, um der gegenseitigen geistigen Annäherung der Völker um Christi willen einen Dienst zu erweisen. Es wird kaum die unmittelbare Aufgabe eines jeden Einzelnen aus Euch sein, die Völker im Namen Christi miteinander in Verbindung zu bringen; aber Euer Sprachenstudium kann doch wesentlich dazu beitragen, dass Katholiken sich in die kulturelle Eigenart der Menschen jenseits ihrer Landesgrenzen einzuleben suchen und die Menschen von drüben verstehen lernen. So können sie dann im öffentlichen Leben ihres eigenen Landes den Kriegsgeist hemmen und den Geist des Friedens fördern. Sie dienen so nicht nur den andern, sondern auch den eigenen: dem Frieden in der ganzen Welt, um Jesu willen. Selbst solche, die einst die Universalität unserer Kirche als Ultramontanismus bekämpften, dürften heute uns Katholiken dankbar sein, wenn wir beitragen, der drohenden Kriegsfurie Einhalt zu gebieten. Unsere Kirche ist ja „die Internationale der Gerechtigkeit und der Liebe“ — im Gegensatz zur „Internationalen des Klassenhasses“, zum Kommunismus. Wenn jene fremde Sprachen lernen, um in jedes Land die Zwietracht zu bringen, so lernen wir sie, um überallhin Gedanken des Friedens tragen zu können. Wäre dies nicht

ein Ziel von wuchtiger Erhabenheit und Grösse, eine gewaltige und edle Vorarbeit für die Erreichung des noch höheren Zieles der Einigung aller Menschen in der Liebe unseres Herrn Jesu Christi?

Meine Herren!

Man kann das Sprachenstudium, mit seinem fortwährenden Auswendiglernen von Vokabeln und Paradigmen betrachten als etwas Langweiliges, das man treibt, solange und insofern man muss. Mancher vermochte sich trotz jahrelanger Studien nie zu einem wahren und echten Weitblick aufzuraffen und zu erziehen; mit dem „Maturazeugnis“ in der Tasche, ist er ein kleiner und kleinlicher Mensch geblieben. Ihnen wollten meine heutigen Ausführungen helfen, als Schweizer und als Katholiken Ihre Arbeit in ein grösseres Blickfeld zu stellen. Gebe der Herr, dass es zur Tat werde.

Schlussbemerkung:

Wir machen keinen Hehl daraus, dass die vorliegende Lektion als geistige Abwehr gewisser aussenpolitischer Einflussversuche auf die deutsche Schweiz gedacht ist. Sie muss gerade bei unserer studierenden Jugend mit Macht einsetzen, sich aber zugleich auf einem Niveau bewegen, das unserer katholischen und schweizerischen Mittelschule würdig ist. Dieses und jenes, was hier nur kurz angedeutet ist, kann und mag erweitert und vertieft werden. Was wir bezweckten, ist einfach, der studierenden Jugend aus ihrem eigenen Arbeitsgebiet heraus ein Gesichtsfeld zur Beurteilung der brennenden Zeitlage zu geben und ihr zum Bewusstsein zu bringen, dass heute mehr denn je in der humanistischen Bildung ein Ruhepunkt für die kämpfende Seele zu suchen und zu finden ist.

St. Peterzell.

C. E. Würth.

Aus dem kantonalen Schulleben

Freiburg. Die ordentliche Frühjahrskonferenz fand am 28. Juni in Murten statt. Herr Dr. Piller, Erziehungsdirektor, referierte über: „Schule und berufsständische Ordnung“. Das Referat wurde mit grossem Beifall aufgenommen und beleuchtete blitzartig die heutige Situation, die einer gesunden Neuordnung

dringlich bedarf. (Ein Aufsatz darüber folgt. Red.)

Im Anschluss an die Arbeitssitzung besichtigten wir die staatlichen Anstalten in Bellechasse, wo uns Herr Direktor Grêt über das Wesen und die Ziele der grossen Anstalten unterrichtete. Unbestritten hat der Kanton Freiburg für dieses